

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 23 (1947-1948)
Heft: 8

Artikel: Die Schönheit einer Gasse
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Schönheit eine Gasse

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Technik und Wirtschaft, die Götzen der Gegenwart, können den Menschen nicht aus dem heutigen Chaos befreien.

« Auch diejenigen unter Ihnen, welche der Ansicht sind, die Geschichte der Menschheit stelle eine ununterbrochene Aufwärtsentwicklung dar, wobei wir als die zuletzt Geborenen stolz auf der obersten Stufe der Leiter sitzen, müssen zugeben, daß es Bezirke gibt, wo auch der größte Optimist nicht von einem Fortschritt reden kann. Was zum Beispiel das ungeheure Gebiet der ästhetischen Kultur im umfassenden Sinn anbetrifft, so befinden wir uns an einem Tiefpunkt, wie er in der Geschichte kaum je vorgekommen ist. »

Als ich vor 15 Jahren mit ungefähr diesen Worten einen Vortrag vor einem Lehrerkapitel einleitete, ging ein Raunen durch die Zuhörerschaft. Wären die Lehrer nicht grundsätzlich so disziplinierte Zuhörer, es wäre zu Protestrufen gekommen. So sehr war damals der Fortschrittsgedanke noch allgemeingültiges Dogma, daß man sich dagegen sträubte, sich die vorgefaßte Meinung auch nur in einem einzigen Punkt erschüttern zu lassen.

Heute hat die Einsicht, daß die ästhetische Situation der Gegenwart bejammernswert ist, allgemein an Boden gewonnen.

« In der Umgebung liegen einige wunderschöne alte Städtchen. Sie sind noch ganz unverdorben », schreibt jemand, der sich durchaus nicht besonders für Kunst interessiert, aus den Ferien nach Hause.

Unverdorben nennen wir nach allgemeinem Sprachgebrauch eine Siedlung, in der in den letzten hundert Jahren nicht gebaut wurde. Dadurch geben wir aber indirekt einen Niedergang, der eingetreten ist, zu. Es wäre niemandem im 16. Jahrhundert eingefallen, eine Stadt als unverdorben zu bezeichnen, weil sie ausschließlich gotische Häuser und noch keine Bauwerke im Stile der Zeit, also der Renaissance, aufwies. Im Gegenteil, der neuere Stil wurde selbstverständlich als der schönere betrachtet.

Auch der Heimatschutz wäre noch im 18. Jahrhundert undenkbar gewesen. Der Heimatschutz, dessen Bestrebungen mit Recht immer mehr durchdringen, beruht ja auf der Voraussetzung, daß das Alte deshalb geschützt werden muß, weil es schöner ist als das Neue.

Davon leben auch die Antiquare. Wenn die Antiquitätengeschäfte in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden geschossen sind, dann nicht deshalb, weil sich plötzlich die Zahl der Sammler oder Liebhaber von Altertümern vervielfacht hätte. Nur ganz wenige Kunden des durchschnittlichen Antiquars gehören zu diesen Kategorien. Wenn heute sich viele Zeitgenossen ganz antik einrichten und die meisten stolz darauf sind, zum mindesten einen Wellenschränk, eine Barockkommode, eine Renaissance-Truhe zu besitzen, so erfolgen diese Käufe nicht deshalb, weil diese Möbel alt sind, sondern weil sie als schöner be-



trachtet werden als die Stücke, die unsere heutigen Möbelschreiner herstellen.

DIE VERZAUBERUNG

In dem Maße, in dem die Einsicht in die Zerfahrenheit der ästhetischen Situation unserer Zeit gewachsen ist, sind auch die Bestrebungen intensiver geworden, das gegenwärtige Chaos zu überwinden.

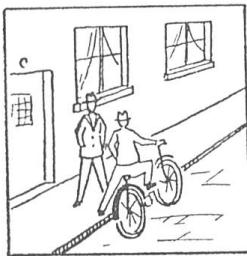
Auf den ersten Blick scheint die Lage

allerdings hoffnungslos. Es ist, als ob die Menschen eine Fähigkeit verloren hätten, welche Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang da war.

Wir lesen im Märchen, wie eine böse Fee mit einem Zauberspruch jemanden plötzlich in einen Frosch verwandelt, und von dem Moment an hat er die edlen Fähigkeiten, die den Menschen auszeichnen, verloren. Es hat nun den Anschein, als ob vor ungefähr hundert Jahren eine solche Verzauberung stattgefunden habe.

DENKSPO

AUFGABE F.



Herr Meier, der seinem Schwager 600 Franken schuldete, verstand es, seinem Gläubiger immer sehr geschickt auf der Straße auszuweichen. Doch eines Tages, in einer engen Gasse, war ein Ausweichen nicht mehr möglich.

Auf dem Bilde sehen Sie die beiden Herren. Frage: Welches ist Herr Meier, welches sein Schwager?

Lösung Seite 81.

Nicht über Nacht, aber immerhin von einer Generation zur andern, trat ein allgemeiner Geschmackszerfall ein. Ein junges Paar, das 1830 eine Aussteuer kaufte, wählte noch jedes Stück mit gutem Formempfinden, und der Schreiner, der die Möbel lieferte, war im Besitz der gleichen ästhetischen Urteilsfähigkeit. 1860 war bereits das Chaos da. Konsumenten wie Produzenten, Bauherren wie Baumeister waren für die Dinge der Schönheit auf einmal wie mit Blindheit geschlagen.

An dieser Änderung ist nicht die Maschine schuld, wie etwa behauptet wird. Erstens gab es ja auch schon vor dieser Zeit Maschinen, und außerdem ist ja nicht einzusehen, warum nicht auch maschinelle Erzeugnisse formschön sein können. Die Ma-

schine hat übrigens die Handarbeit auch heute nicht vollständig verdrängt, aber auch die Dinge, welche nach wie vor von Hand hergestellt werden, sind in der Regel an Häßlichkeit kaum zu überbieten.

Irgend etwas in der Seele des Menschen hat sich also ungefähr um jene Zeit, als unsere Bundesverfassung zustande kam, geändert. Ich glaube aber, der Schein trügt: es ist nicht so, daß die künstlerischen Fähigkeiten verlorengegangen sind. Verlorengegangen ist ausschließlich das Interesse. Die Fähigkeiten waren 1860 so groß wie im 18. Jahrhundert, und sie sind heute genau so da wie zur Zeit der Renaissance, nur liegen sie bei den meisten Menschen, die nicht gerade die Kunst zu ihrer Lebensaufgabe machen, verschüttet und verkümmern. Wenn es durch ein günstiges Zusammentreffen verschiedener Umstände gelingt, sie wieder zu erwecken, so zeigt sich nicht nur die künstlerische Urteilsfähigkeit, sondern auch die Gestaltungskraft so ungebrochen wie in irgendeiner andern Epoche. Ein Beweis dafür war die unvergessliche Landesausstellung im Jahre 1939, wo plötzlich in reicher Fülle ungeahnte schöpferische Kräfte zum Durchbruch kamen.

DIENER DER SCHÖNHEIT

Wenn die Handwerker vor dem Einsetzen des geschmacklichen Verfalles fast durchwegs Dinge schufen, die wir Heutigen mit leisem Neid bestaunen, so nicht deshalb, weil sie künstlerisch talentierter waren, sondern deshalb, weil ihnen die künstlerische Gestaltung ein zentrales Anliegen war.

Der Setzer, der das Titelblatt eines Buches zu setzen hatte, gab sich unendliche Mühe, die paar Zeilen richtig auf die Seite zu verteilen. Er wußte, daß bei Proportionen Millimeter entscheiden, und es war ihm nicht gleichgültig, ob eine Titelzeile etwas höher oder etwas tiefer zu stehen kam. Wenn die Lösung nicht befriedigte, wurde eine andere versucht. Dem durchschnittlichen heutigen Buchdrucker und seinen Auftraggebern sind solche Einzelheiten nicht mehr wichtig, wenigstens

wenn es sich nicht um besonders repräsentative Drucksachen handelt. Die Hauptfrage ist, daß die Sache nicht zu teuer kommt.

Der frühere Maler eines Wirtshauschildes hatte nicht einfach «von Natur aus» mehr Talent. Es ist wahr, er besaß bessere Vorbilder, und er lebte in einer Tradition. Was ihn aber vom heutigen Dekorationsmaler vor allem unterschied, ist der Umstand, daß ihm, wie dem Besteller, nicht die Lesbarkeit, sondern die Schönheit des Schildes wichtigstes Gebot war.

Bekanntlich sind die Japaner große Künstler im Einstellen von Blumen. Aber nicht deshalb, weil sie ein besonderes Talent dafür besitzen, sondern weil sie eine außerordentliche Hingabe dafür verwenden. Mit unendlicher Sorgfalt wird die Vase, welche die fünf Zweige aufnehmen soll, ausgesucht. Dann werden die Zweige eingestellt, aus Distanz betrachtet, umgestellt, wieder betrachtet. Ein Zweig wird verkürzt, einer weggenommen, nachher wieder hinzugefügt. Dutzende von Möglichkeiten werden mit ernster Sorgfalt ausprobiert. Das Ergebnis dieser Anstrengung ist dann eine Vase, in die einige Zweige wie zufällig hineingestellt sind.

So haben noch unsere Ururgroßmütter Blumenbukette gebunden. Schon beim Pflücken der Blumen dachten sie an Farbe und Form des Straußes. Dann wurden die Blumen sortiert, überflüssige Blätter entfernt, und mit unendlicher Liebe wurde der Strauß zusammengestellt.

Die heutigen Frauen, wenn sie sich überhaupt die Mühe nehmen, einen Strauß selbst zu binden, gehen rasch und ziemlich lieblos vor. In einigen Minuten ist der Strauß fertig. Er wird in irgendeine Vase gestellt. Blumen sind ja nie häßlich.

Man erzählt, daß es in der Renaissance in einer oberitalienischen Stadt wegen der Errichtung eines Brunnens beinahe zum Bürgerkrieg gekommen wäre. Ein Teil der Einwohner begeisterte sich für das eine, der andere für ein zweites Projekt, und zwar dermaßen, daß schließlich die Bevölkerung in zwei feindliche Lager gespalten war.

Wegen solcher Lappalien streitet man sich heute nicht mehr herum. In unsren Räten finden keine ernsthaften Diskussionen mehr über künstlerische Fragen statt. (Wenn die Zürcher Bevölkerung vor einigen Jahren das Waldmann-Denkmal von Haller lebhaft diskutierte, so handelte es sich nicht um einen ästhetischen Meinungsstreit. Die Frage, welche die Gemüter beschäftigte, war nicht die, ob das Denkmal schön oder nicht schön sei, sondern ob der Zürcher Bürgermeister nicht in Wirklichkeit bedeutend dicker gewesen sei, als ihn der Künstler darstellte!) Nein, ernsthafte Männer beschäftigen sich mit ernsthaften Dingen, erstens mit der Wirtschaft, zweitens mit der Wirtschaft und drittens noch einmal mit der Wirtschaft.

Infolgedessen gelten ästhetische Sünden allgemein als läßliche Sünden, ja überhaupt nicht als Sünden. Ein Weinhändler, der gepanschten Wein verkauft, fällt als Subjekt, das die heiligsten Interessen der Volksgemeinschaft verletzt hat, einer gewissen Ächtung anheim. Wenn aber ein Fabrikant einen Tafelservice fabriziert, dessen Formen jedem Geschmack Hohn sprechen, so findet niemand etwas dabei.

Die Verpflichtung zum Schönen wird nicht ernst genommen, ja man stößt nicht einmal auf Widerspruch, wenn man auf dem Boden eines hemmungslosen ästhetischen Nihilismus steht. Wer einen Gottlosenverein gründet, kommt zwar nicht ins Gefängnis, erregt aber immerhin Empörung. Wer freie Liebe predigt, setzt sich, ebenfalls mit Recht, den schärfsten Angriffen aus, und zwar nicht nur von seiten der Frauenvereine. Der ästhetische Nihilist aber verkehrt unbehelligt unter uns. Seine Behauptung, es gebe überhaupt keine objektiven Maßstäbe für die Schönheit, wird mit wohlwollendem Kopfnicken aufgenommen. «Natürlich», sagt man, «de gustibus non disputandum est.» (In Wirklichkeit sagen diese Worte natürlich nicht, es gebe nicht Schönes und Häßliches, sondern nur, man könne nicht beweisen, was schön sei.)

DIE FEHLENDE ERZIEHUNG
Das Schöne ist eine Erscheinungsform des

Göttlichen, wie das Gute und das Wahre. Der Sinn für Schönheit ist ein unzerstörbares Attribut der menschlichen Seele. Er ist nicht verlorengegangen; er ist nur verkümmert, und es gilt deshalb, ihn wieder zu pflegen. Gegenwärtig geschieht in dieser Beziehung fast nichts. Die wenigen Leute vom Heimatschutz und Werkbund, die erkannt haben, wie wichtig die Pflege des Geschmackes ist, sind bis jetzt Rufer in der Wüste geblieben.

Welche unendliche Mühe geben wir uns doch, das moralische Gewissen der Jugend zu entwickeln. Kaum kann das Kind sprechen, fängt auch schon die Ge-wissensbildung an. Wenn der dreijährige Karli dem zweijährigen Albertli mit einem Sandschäufelchen auf den Kopf schlägt, so machen wir den jungen Mann darauf aufmerksam, daß seine Tat böse sei. Mit Recht, denn sonst besteht die Gefahr, daß zwanzig Jahre später der große Karl dem großen Albert eins über den Kopf haut, aber nicht mehr mit einem Schäufelchen, sondern mit einer Schaufel, und sich die alte Geschichte von Kain und Abel wiederholt.

Warum eine Handlung gut und eine andere böse ist, können wir nicht beweisen, aber wir appellieren an das Gewissen des Kindes, an seine moralische Urteilsfähigkeit, die in jedem Menschen steckt.

Daneben versuchen wir, die Atmosphäre, in der das Kind aufwächst, so zu gestalten, daß sie an sich das Gute fördert. Wir Erwachsene geben uns Mühe, unsere schlechten Eigenschaften und unsere Laster zu beherrschen, damit die Kinder nicht durch das schlechte Beispiel verdorben werden.

Wir versuchen aber nicht nur, den Sinn für das Gute, sondern auch für das Wahre zu fördern. Wir lehren die Kinder rechnen, nicht nur weil das Rechnen praktisch verwendbar ist, sondern weil es das logische Denken fördert. In ästhetischer Beziehung aber wachsen die Kinder vollkommen vernachlässigt auf.

Wo ist der Vater, der den Kindern schon früh das Verständnis für gute Formen beizubringen versucht, der ihnen zwei

Vasen zeigt und sagt: « Seht, diese hier hat eine gute Form und diese hat eine schlechte Form, seht sie euch richtig an, und dann merkt ihr das selbst. »

Wie stolz sind die meisten Schweizerinnen auf die Sauberkeit, die bei ihnen herrscht! Saubere Fußböden, saubere Tischtücher, saubere Hände der Kinder sind ihnen wichtig als äußerer Ausdruck einer moralisch sauberen Lebenshaltung. Aber bedenkenlos lassen sie ihre Kinder in einer Umgebung aufwachsen, die — ästhetisch betrachtet — nicht anders als « ver-wahrlost » bezeichnet werden kann.

Natürlich wäre die Erziehung zum Kunstverständnis in erster Linie Sache des Elternhauses, aber, wie immer, wenn dieses versagt, muß der Lehrer einspringen. Die gegenwärtige Schule richtet nun allerdings fast alle Anstrengung auf die Ausbildung des Intellektes, in einem gewissen Maße wird auch noch Charakterbildung betrieben. Die ästhetische Erziehung aber wird fast vollständig vernachlässigt. Insofern sie aber doch betrieben wird, ist sie meistens viel zu intellektualistisch.

LAPPI, TUE D AUGEN UUF

Dieser Spruch, der über einem alten Stadt-tor steht, enthält das Alpha und Omega aller Kunsterziehung. Ästhetische Erziehung beruht darin, daß man richtig sehen lehrt. Das Erleben des Schönen gleicht insofern dem religiösen Erleben, als es nicht auf der Ebene des Verstandes liegt. Man muß, um ein Bild, aber auch um eine Vase oder eine Truhe zu « verstehen », nichts von diesen Dingen wissen und auch nichts dabei denken. Es kommt nur darauf an, genau wie beim Hören der Musik, sich hineinzu-setzen. Die verstandesmäßige Betrach-tung erschwert eher den Kunstgenuß, bei dem es vielmehr darum geht, uns auszu-schalten, uns zu vergessen. Solange wir etwas wollen — und wäre es auch nur, daß wir zeigen wollen, wieviel wir wissen —, können wir ein Kunstwerk nicht erfassen.

Gerade weil die Schönheit nicht beweisbar ist, gibt es kein besseres Mittel zur

Erziehung des ästhetischen Gewissens als die Gegenüberstellung von Kunst und Kitsch. An solchen Konfrontierungen wird auch dem Unsichern deutlich, wo die ästhetischen Werte liegen.

Kunsterziehung heißt sehen lehren, nicht das Wissen vermehren. Immer wieder muß man sich vor Augen halten, daß Schönheitsempfinden nichts mit dem Verstand zu tun hat. Es gibt Menschen, deren intellektuelle Fähigkeiten so bescheiden sind, daß sie nur mit Mühe die Primarschule besuchen können, die aber ein überaus subtiles Schönheitsempfinden besitzen. Auf der andern Seite gibt es Doktoren dreier Fakultäten, die ästhetische Idioten sind.

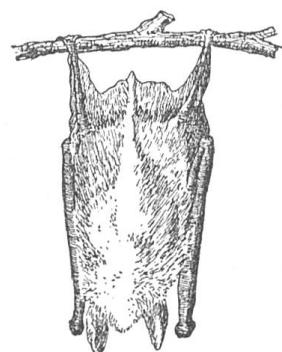
Gewisse unserer Kunstkritiker haben es allerdings fertiggebracht, den meisten Zeitgenossen ein unausrottbares künstlerisches Minderwertigkeitsgefühl beizubringen. Wie böse Geister stehen diese bald übermäßig geistreich, bald übermäßig gelehrt schreibenden Leute zwischen dem Kunstwerk und dem Beschauer.

« Ich habe nicht Kunstgeschichte studiert, ich verstehe deshalb nichts von Kunst, sagen Tausende und getrauen sich überhaupt nicht mehr, unmittelbar an das Kunstwerk heranzutreten.

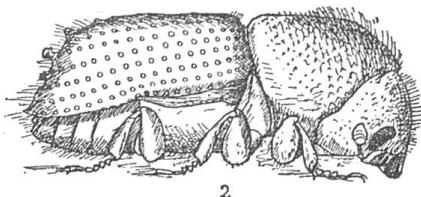
Natürlich ist das Gefühl für Schönheit nicht bei allen Menschen gleich bildungsfähig, genau wie auch der Sinn für Gut und Böse, das heißt das moralische Gewissen, nicht bei allen gleich subtil ist. Und wie es talentierte und untalentierte Denker gibt, so gibt es auch Menschen mit größerer oder kleinerer ästhetischer Begabung. Würde aber der Geschmack besser ausgebildet, so hätte das zum mindesten den Vorteil, daß auch die Untalentierten eher ihre Grenzen erkennen. Damit wären sie wieder imstande, auf jene zu horchen, denen die entsprechenden Gaben verliehen sind. Es ist charakteristisch für das gegenwärtige Chaos, wie oft der Bock die Rolle des Gärtners spielt. Zu Tausenden sind Leute, deren ästhetische Urteilsfähigkeit fast Null ist, in Berufen tätig, wo der Geschmack eigentlich die Grundlage des Wirkens bilden müßte — als Baumeister, als Her-

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen



1



2



3

Antworten siehe Seite 81

steller von Haushaltungsgegenständen, von Möbeln, als Textilfabrikanten usw.

Daneben aber muß immer wieder betont werden, daß nicht nur die ästhetische Urteilstatkraft, sondern auch die schöpferischen künstlerischen Fähigkeiten bei den meisten Menschen viel größer sind, als sie selbst vermuten.

Es ist bekannt, daß ein besonders begabter Zeichnungslehrer auch die scheinbar phantasielosesten seiner Schüler dazu bringen kann, Zeichnungen zu machen, die mit hohem Charme erfüllt sind. Es kommt nur darauf an, daß man es versteht, die Saiten zum Klingen zu bringen.

Das Wunder ereignet sich aber nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen. Ich konnte einmal die Ergebnisse beobachten, die ein besonders genialer Lehrer in einem Kurs erzielte, den er für Kollegen durchführte. Die meisten der Teilnehmer waren über 30 Jahre alt. Es waren aber sogar einige 60jährige darunter, in den Augen der Umwelt und in ihren eigenen Augen sehr nüchterne, etwas vertrocknete Herren. Nach einer Woche hatte aber der Leiter auch diese so weit, daß sie entzückende farbige Blätter mit Wunderblumen und Märchenwäldern malten und dabei eine Phantasie entwickelten, von deren Vorhandensein sie selbst keine Ahnung gehabt hatten.

Wenn der Schönheit wieder die Rolle zugewiesen würde, die ihr gebührt, hätte das gerade in der Schule außerdem noch den großen Vorteil, daß dadurch Menschen zur Entfaltung kämen, die bei der jetzigen ausschließlichen Pflege des Verstandes notwendigerweise schlecht abschneiden.

GELD UND SCHÖNHEIT

Wie die Religion ist die Kunst für alle da, für die Gebildeten wie für die Ungebildeten, für die Reichen wie für die Armen. Im Neuen Testament wird immer wieder aufgezeigt, daß das Religionsverständnis nicht an Geld und Ansehen gebunden ist, daß im Gegenteil Gott den Armen und Verachteten zugänglicher ist als den selbstgerechten, begüterten Schichten. Auch mit der Schön-

heit verhält es sich nicht anders. Die Musen sind nicht Prostituierte, die sich an den Meistbietenden verkaufen. Armut und Häßlichkeit müssen nicht Hand in Hand gehen, wie das heute meistens der Fall ist. Trotzdem unsere Zeit auf ihre soziale Gessinnung außerordentlich stolz ist, sind gegenwärtig die ärmsten Klassen der Bevölkerung irgendwie vom Tempel der Schönheit ausgeschlossen. Das muß nicht so sein. In früheren Zeiten waren es durchaus nicht nur die Begüterten, die mit schönen Gegenständen umgeben waren. Das Wort von der edlen Armut ist nicht einfach eine romantische Phrase.

Man betrachte einmal in irgendeinem Heimatmuseum die Gebrauchsgegenstände, welche früher unsere Bauern besaßen. Von der Kupfergelte bis zum hölzernen Milchkübel war alles schön; schöner, edler als das, was heute selbst die Reichen besitzen. Der Unterschied gegenüber den Begüterten bestand nur darin, daß der Arme weniger Gegenstände besaß und solche aus bescheidenem Material.

Diese Zustände kann man heute noch in manchen Ländern des Orients beobachten. Viele Nomaden sind nach unsren Begriffen unvorstellbar arm, ärmer als der ärmste Proletarier in der Schweiz. Außer einigen Tieren und einem Zelt besteht ihr ganzes Hab und Gut aus Schmuck und ein paar Teppichen. Diese Teppiche aber sind auserlesen schön, wie sie sich bei uns nur die oberen Zehntausend leisten.

Die Frauen mögen manchmal kaum genug zu essen haben, aber sie sind behangen mit sorgfältig getriebenem Silberschmuck. Das gibt ihnen eine Würde, die der Proletarier nicht kennt.

Proletarisierung ist nicht gleichbedeutend wie Armut. Proletarisierung bedeutet Nichtteilhaben am Genuss der Kulturgüter.

Leider haben unsere politischen Parteien diese Erkenntnis noch nicht begriffen. Immer noch spukt die verhängnisvolle Devise «Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral» in den Köpfen der meisten Politiker. Man bemüht sich vor allem um eine Hebung des Lebensstandards. Die Schönheit kommt erst zuletzt, als Zuckerguß auf

den Kuchen, als Verzierung, die man eben-sogut weglassen kann.

Auch die fortschreitende Proletarisierung der schweizerischen Bauern, die leider eine unbestreitbare Tatsache ist, kommt zum großen Teil nicht davon, daß es ihnen wirtschaftlich schlechter geht als ihren Vorfahren in früheren Jahrhunderten, sondern daß sie immer mehr in einer Atmosphäre trostloser Hässlichkeit leben. In den gleichen Bauernhäusern, wo einst einfaches, aber formschönes Zinngeschirr auf dem Tisch stand, isst man heute aus häßlichen Ramschtellern. Das eingebaute, vom Land-schreiner aus Kirschbaum oder Nußbaum gezimmerte edle Buffet ist ersetzt durch ein ärmliches, liebloses Massenprodukt. Die geschnitzte Truhe vermodert im Speicher, dafür versperrt irgendwo eine Vitrine, in der Jahrmarktplunder steht, den Platz.



Jeder, dem das wahre Wohl der Menschen am Herzen liegt, sollte deshalb mit-

helfen, der Schönheit eine Gasse zu bahnen, damit sie in unserem Leben wieder den Platz einnimmt, der ihr gebührt. Diese Aufgabe mag manchem heute, wo immer noch Unterernährung einen großen Teil der Menschheit bedroht und wo die Gefahr eines dritten Weltkrieges auf den Gemütern lastet, alles andere als aktuell erscheinen. Ich glaube, ihre Lösung war nie so dringend nötig wie jetzt. Je starrer wir den Blick auf die Erde richten, um so weniger wird es uns gelingen, einen Ausweg aus dem Labyrinth der Gegenwart zu finden. Wir können die verlorene Orientierung nur dann zurückgewinnen, wenn wir unseren Blick wieder auf die Sterne richten.

*Hebet die Blicke,
Die triübe sich senken,
Hebet die Blicke,
Der Schönheit ist viel.*

Gaudenz von Salis - Seewis

Schweizerische Anekdoten



Es war nach der Protestversammlung, in welcher die Zürcher Studenten gegen die Unterdrückung ihrer Prager Kommilitonen demonstrierten.

Die Diskussion wurde von einzelnen Gruppen auf der Straße fortgesetzt. Ein Polytechniker und ein Jus-Student, beides Zürcher, diskutierten eifrig, umringt von einer Gruppe von Zuhörern. Wie sie einen Moment

verstummen, tritt einer dieser Zuhörer, ein langer Basler, vor und sagt zu den beiden, im Ton einer freundlichen, aber ernsthaften Ermahnung: «Loosed emol, ihr maines gwiß baidi guet, aber worum kennen er au nid in ere Sprooch schwätze, won e vernimpfige Mentsch ka verstoo?» (Womit er Baseldeutsch meinte.)

Mitgeteilt von A. G., cand. med.